

Geist der Heiden wie der Juden verschmähen; 2. welches ihre gegenseitige Liebe sei; und 3. warum ihre Religion erst so spät und nicht schon früher in die Welt gekommen sei. Damit erhalten wir zugleich die Disposition der Schrift; doch folgt die Beantwortung der Fragen nicht ganz in der Reihenfolge, in welcher sie gestellt sind. Zunächst wird zur Rechtfertigung der Christen in Bezug auf die erste Frage ausgeführt, daß die Heiden nur geschaffene und vergängliche Dinge, Gebilde aus Stein, Holz und Erz für Götter halten (o. 2), und daß die Gottesverehrung der Juden, wenn sie auch den wahren Gott erkennen, doch im Grunde kaum besser sei, als die der Heiden (o. 3—4). Dann aber geht der Verfasser, die strenge Ordnung verlassend, zur zweiten Frage über, indem er die Sitten der Christen schildert (o. 5) und dabei betont, die Christen seien in der Welt, was die Seele im Leibe (o. 6). Hierauf handelt er, wieder zur ersten Frage zurückkehrend, von der christlichen Religion als einer göttlichen, nicht menschlichen Institution, indem Gott seinen Sohn gesandt habe, um die Menschen zu erlösen und ihnen den Vater kund zu thun, den keiner von ihnen gesehen (o. 7 bis o. 8, 6). Endlich kommt die Antwort auf die dritte Frage. Deswegen sei der Erlöser so spät in die Welt gekommen, damit wir, durch unsere Sünden überwiesen, erkennen, daß wir des ewigen Lebens unwürdig seien und es nur mit göttlicher Hilfe zu erlangen vermögen (o. 8, 7 bis o. 9). Zuletzt wird Diognet auf die Güter hingewiesen, die ihm durch den Glauben zu Theil werden (o. 10).

Das Thema ist damit erschöpft. Der Brief scheint hiernach zu Ende zu sein, und dieß um so mehr, als das 10. Kapitel und besonders seine letzten Verse sich sehr wohl als Schluß betrachten lassen. Die Handschrift bietet zwar noch zwei weitere Kapitel. In dem einen sagt der Verfasser: nichts Fremdes verkündige er, noch stelle er ungeräumte Untersuchungen an, sondern als Schüler der Apostel sei er ein Lehrer der Völker; was ihm überliefert worden sei, theile er den Schülern der Wahrheit mit, denjenigen, die genauer erfahren wollen, was durch das Wort den Schülern geoffenbart wurde, denen das Wort erschienen ist und die Geheimnisse des Vaters kund gethan, das Wort, das von Anfang an war, das jüngst erschien und alt erfunden wurde, und immerdar neu in den Herzen der Heiligen geboren wird, das immerdar ist, das jetzt Sohn genannt wird, durch das die Kirche bereichert und Gnade über die Heiligen ausgegossen wird, welche die Erde des Glaubens nicht verlegen und die Grenzen der Väter nicht überschreiten. Wenn die Leser das eifrig erwägen, fährt er in dem anderen fort, werden sie erfahren, wie viel Gott denen gibt, die ihn lieben, indem sie dem Paradiese gleich werden, in dem der Baum der Erkenntniß und der Baum des Lebens gepflanzt sind, und zwar neben einander, da Leben ohne Erkenntniß nichts sei, und Kenntniß ohne wahres

Leben keinen Bestand habe. Die Handschrift bietet aber einen Anlaß, die Zugehörigkeit dieses Kapitels zu dem Früheren zu bezweifeln, indem zwischen beiden Bestandtheilen in ihr eine Lücke sich befindet. Zudem besteht zwischen beiden Stücken in Form und Inhalt ein unverkennbarer Gegensatz. Während der Adressat im ersten Theil, entsprechend der Briefform, stets in der Einzahl angeredet wird, erscheint im zweiten Theil bald die Mehrzahl (11, 8; 12, 1), bald die Einzahl (11, 7; 12, 7, 8), und während der Adressat dort ein Heide und demgemäß erst in den Grundlehren des Christenthums zu unterweisen ist, erscheint er hier bereits als Christ, und es handelt sich bei ihm nur noch um die weitere Einführung in die Lehre des Evangeliums (11, 2). Während dort fast immer vom Sohne Gottes die Rede ist (eine Ausnahme findet sich nur 7, 2), kommt hier fast ebenso durchgängig das Wort oder der Logos vor. Während dort betont wird, daß wir allein im Glauben Gott schauen (8, 6), wird hier fast immer und in einer Weise der Gnosis das Wort geredet, daß beides in einem und demselben Schriftstück sich schwer zusammenreimen läßt. Während der erste Theil in Sprache und Darstellung hüdnig und fest geschlossen ist, erscheint der zweite wortreich und schwulstig, und während man dort durchweg eine nüchterne und rein sachliche Argumentation vor sich hat, begegnet man hier allegorisch-mystischen Darlegungen, welche theilweise kaum verständlich sind, und mit denen jedenfalls ein Heide, wie Diognet, nichts anzufangen wußte. Endlich ist hervorzuheben, daß der Schluß des letzten Kapitels (12, 7—9) rhytmisch gehalten ist, eine Eigenthümlichkeit, die wiederum nicht für die Zugehörigkeit dieses Abschnittes zum Briefe spricht (Zeitschrift für K.-G. 1882, 198—200). Es begreift sich daher, daß die Richtigkeit der beiden Kapitel stets mehr oder weniger beanstandet wurde, von der ersten Ausgabe des Briefes an bis zur Gegenwart, und wenn es Einige bei dem Zweifel bewenden ließen, sprachen sich Andere mit Bestimmtheit gegen die Richtigkeit des Abschnittes aus. Die Unächtheit darf als sicher gelten. Die Kapitel stellen sich mehr als Bruchstücke einer Homilie oder homiletisch angelegten Abhandlung, denn als Bestandtheil eines Briefes dar.

Der Brief wurde, wie bereits erwähnt, zuerst 1592 durch Henricus Stephanus gedruckt. Der ersten Ausgabe aber folgten viele andere, theils in den Editionen der Werke Justins des Martyrers, theils in den Ausgaben der griechischen Apologeten von Prudentius Maranus und Otto, theils in größeren Sammelwerken, wie der Biblioth. vet. patr. von Gallandi und der Patrologie von Migne, theils in den Ausgaben der apostolischen Väter, theils Specialausgaben. Bezüglich des Näheren und insbesondere über die einschlägige Literatur, soweit sie im Visherigen noch nicht angegeben wurde, siehe des Unterzeichneten Opp. Patr. apost. I, XCIX ad CVIII. [Junt.]